



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deetjen, Werner: Deutsche Liebesbriefe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber ist für den Materialismus der Sozialisten noch nicht verbraucht genug. Ich stehe mit solchen Anschauungen heute nicht mehr allein da. Kein geringerer als Fürst Eugen Trubezkoi schreibt zum Beispiel in Nr. 30 seines Moskowskij Zeschenjedjelnik anlässlich einer Verurteilung der Duma wegen ihres Verhaltens zum politischen Mord: „Diese Tatsache zeigte, daß die Dumamehrheit nicht von ehrenhaften Idealen, sondern von opportunistischen Ideen geleitet wurde. . .“

Die Radikalen haben die Fesseln selbst geschmiedet, mit denen Rußland vielleicht wieder für kurze Zeit an den Pfahl einer selbstherrlichen Bureaucratie gebunden werden wird! Einen großen Überschuß an fortschrittlich denkenden Männern, die nicht Sozialisten sind, hat Rußland nicht, und es besteht die Gefahr, daß die kommenden Wahlen zerstören, was die Kadetten als „Dswobojzence“ vor 1905 geschaffen haben. Die Zukunft Rußlands ist heute durchaus noch nicht entschieden. Bei den nächsten Wahlen werden Republikaner und Absolutisten hart aneinander geraten, und der Zar wird nicht nur mutige sondern auch kluge Minister brauchen, wenn er sich und sein Land vor dem Ärgsten bewahren will. Gegenwärtig scheint P. A. Stolypin auf dem richtigen Wege zu sein — hoffentlich gleitet er nicht in die Bahn der „Allrussischen Männer“.

St. Petersburg, den 23. Oktober 1906



Deutsche Liebesbriefe



Julius Zeitler, der Verfasser mehrerer tüchtiger Werke aus dem Gebiete der Ästhetik und geschmackvolle Übersetzer, hat im vorigen Jahre im eignen Verlag eine Sammlung „Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten“ herausgegeben. In einer „Einführung“ begründet er in überzeugender Weise die Berechtigung seines Unternehmens und erzählt, nach welchen Grundsätzen er dieses „Archiv des Herzens“ angelegt hat. Mustern wir einmal den bunten Inhalt!

Die ersten der mitgeteilten Episteln stammen aus dem zwölften Jahrhundert. In einem wohl disponierten Schreiben, das allerlei allgemeine Betrachtungen über Freundschaft, Glauben und Treue enthält, sucht die Liebende bei aller Ergebenheit (sie schließt mit dem berühmten *du bist mîn, ih bin dîn* usw.) dem Geliebten gegenüber ihren Standpunkt zu wahren. Die Ritter, vor denen sie der Freund gewarnt hat, vermag sie nicht ganz zu verschmähen, denn sie gelten ihr als Quelle und Ursprung aller Ehre. Der Empfänger macht ihr in seinem Antwortbrief deshalb Vorwürfe, die sie dem Mißtrauischen in einem neuen Schreiben zurückgibt.

„Hatte sie dem Adressaten „alles, was fröhlich ist, alles, was selig ist“,

im Himmel und auf der Erde gewünscht, so beziehen sich die Wünsche, die im vierzehnten Jahrhundert der Mystiker Heinrich von Nördlingen für Margareta Ebner, die Gottesbraut, hegt, nur auf die himmlischen Regionen, auf die Fürbitte und die Hilfe Jesu Christi, Mariä sowie aller Engel und Heiligen. Im Gegensatz zu dieser fast rein geistlichen Liebe, die seine Episteln an die Dominikanerin verraten, atmen einige Versbriefe aus derselben Zeit recht weltliche Minne. Die Liebenden preisen die körperlichen Reize der Auserkornen in allen Einzelheiten.

Es folgen schöne, wenn auch stilistisch meist recht unbeholfne Zeugnisse ehelicher Liebe aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert: Charitas Scheurl an ihren Gatten, einen Breslauer Kaufherrn, Kurfürstin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl Albrecht Achilles, Catharina Mulich, die Lübecker Patrizierstochter, in niederdeutscher Mundart an ihren alder lovesten Mattes, Luther an seine „herzliche“ Käte usw. Steif und schwerfällig in der Form, aber rührend in seiner sehnsuchtsvollen Innigkeit ist der erste Brief, den Balthasar Baumgarten der Jüngere an seine Braut Magdalena Behaim nach der durch eine italienische Reise verursachten Trennung schreibt, und ebenso tief empfunden ihre Erwiderung. Der Herausgeber tat recht daran, uns Magdalena in einem spätern Brieflein auch als glückliche Ehefrau vorzustellen, die in einer Nachschrift ihrem Gatten von den ersten Regungen eines Liebespfandes, das sie unter dem Herzen trägt, berichtet, zugleich mit der Bitte, ihr Schreiben nicht offen liegen zu lassen („schem mich sunst“). Dasselbe Motiv wird in einem Briefe Hebbels an Elise Lenzing zart berührt, die dem Freunde geschrieben hatte, es sei ihr, als könne das werdende kleine Wesen schon bitten.

Unter den Dokumenten des siebzehnten Jahrhunderts sind die vom Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz an seine morganatische Gemahlin, die Raugräfin von Degenfeld, gerichteten Briefe hervorzuheben. „Wenerische liebe und rechte freundschaft zusammen“ wird hier als die „perfecte Lieb“ proklamiert. Von dem durch Kleists Drama unsterblich gewordenen Prinzen Friedrich von Homburg ist ein Kriegsbericht an seine „Allerliebste Dide“ aufgenommen worden. Die ersten Episteln der Anna Magdalena Wurm sind noch durchaus konventionell und unterscheiden sich nicht viel von den dreihundertfünfzig Jahre früher geschriebnen Heinrichs von Nördlingen. Erst als sie dem Freunde (August Hermann Francke) näher getreten ist und ihn mit „Du“ anredet, schlägt sie persönlichere Töne an, wenn sie auch da nicht auf den formelhaften biblischen Gruß verzichten mag. Ihr hübsches Bekenntnis „ich kann vor Liebe nicht mehr schreiben“ wird gleich darauf durch ein angehängtes „so denn auch aus Mangel der Zeit“ abgeschwächt. Die Innigkeit ihrer Liebe tritt aber in einem Vermerk zutage, mit dem sie ihr inhaltloses Briefchen außen versieht: „Der Herr Postmeister in Halle wird sehr fleißig gebeten, diesen Brief cito bestellen zu lassen, weil gar viel daran gelegen.“

Einen bedeutenden Fortschritt erkennen wir in den Briefen der Louise Adelgunde Victorie Culmus. Nichts von der Schwerfälligkeit früherer Proben, die mehr oder weniger vom Kanzleistil beeinflusst sind, ist hier zu gewahren, keine Phrasen, keine Überschwenglichkeiten! Mit sicherer Ruhe spricht die Schreiberin über die Lasterungen, die andre, um sie bei Gottsched anzuschwärzen, gegen sie erhoben haben; sie macht nicht den geringsten Versuch, diesen dadurch, daß sie sich ihm in möglichst günstigem Lichte darstellt, an sich heranzuziehen, im Gegenteil, sie sucht sich selbst aller Vorzüge zu entkleiden. „Glauben Sie, schreibt sie dem Freunde, daß ich Ihnen lieber meine guten Eigenschaften (wenn ich deren besäße) verheelen würde, als meine Fehler. Nach meiner Denkungsart wünsche ich geliebt zu seyn, so wie ich bin, und nicht, wie ich seyn sollte.“ Ferner bittet sie Gottsched: „Machen Sie Ihren Freunden kein gar zu reizendes Bild von mir. Man verliert zu viel, wenn die Beschreibung zu vorteilhaft gemacht ist.“ Wie wenig Recht der Empfänger aber hatte, sie einer „kalt sinnigen, gleichgültigen Liebe“ zu beschuldigen, lehren ihre Worte: „oft wünsche ich, daß Sie mich weniger lieben möchten, als ich Sie liebe, um nicht so viel zu leiden, als ich leide“, und noch deutlicher ihre schöne Antwort auf seinen Werbebrief. Würdevoll tritt sie aus ihrer Zurückhaltung heraus, bekennt freimütig ihre tiefe Neigung und verlobt sich freudig dem langjährigen Freunde. Ein andres Schreiben zeigt sie mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt, zärtlich des Bräutigams harrend, und ein weiteres stammt aus den ersten Jahren ihrer Ehe, als der Gemahl sie einer Reise halber auf kurze Zeit verlassen hatte. Die liebende Besorgnis um den Fernen, die heiße Sehnsucht, die aus diesen Zeilen spricht, erweckt in uns ein tiefes Mitleid mit der Schreiberin, wenn wir an die furchtbaren Enttäuschungen denken, die sie in ihrem Bunde mit Gottsched später erleben sollte.

Ein andres Bild geben die Briefe von und an Klopstock. Das erste Schreiben des Messiasjägers ist an seine Cousine Marie Christine Schmidt, die er unter dem Namen Fanny besang, gerichtet; es schließt mit dem Seufzer des unglücklich Liebenden: „o wenn ich doch nur schon von der Erde entfernt wäre.“ Maßlos wie sein Schmerz ist seine Freude. Als er zwei Jahre darauf an die „unaussprechlich süße“ Meta Moller schreibt, haßt er die Sprache, weil sie zu arm sei, seine Empfindungen auszudrücken. Während sich andre Dichter durch die Liebe in ihrem Schaffen gefördert fühlen, beherrscht sie ihn so, daß sie eher hemmend wirkt und seine Arbeit am Messias nur sehr langsam fortschreiten läßt. Ebenso verstiegen sind die Briefe, die Klopstock von Meta erhält. Nach der Abreise des Geliebten klagt sie, ähnlich wie er bei einer andern Gelegenheit, sie sei noch „zu beklommen, um weinen zu können“ — als ginge es ohne Tränen nicht. Charakteristisch ist auch ihr feierliches Geständnis: „O Klopstock, Sie sind mir immer Ernst noch liebenswürdiger als im Scherz, ob Sie mir gleich auch im Scherze unendlich liebenswürdig sind.“

Demselben Jahre, wie die Korrespondenz dieses Paares, 1752, entstammt ein Brief Wielands an seine Cousine Sophie von Gutermann. Er ist ebenfalls nicht frei von Überschwang, hatte doch der junge Poet damals seine seraphische Periode noch nicht abgeschlossen. Bodmer nannte ihn um jene Zeit den „jüngeren, zweiten Klopstock“, und er selbst kannte keinen größern Ehrgeiz, als dem vielbewunderten, frommen Dichter nachzustreben. Eine der hier abgedruckten Episteln enthält den Ausruf: „Warum bin ich doch kein so schöner Geist als Herr Klopstock!“ Trotz der leidenschaftlichen Liebe, die er für seine „göttliche Freundin“ empfand, hat er diese oft nicht wenig verletzt und gepeinigt. Ein andrer Brief aus dem Juni 1753, der kurz vor der Aufhebung der Verlobung geschrieben ist, als Wieland den Gegenstand seiner Liebe wieder einmal durch Launen gekränkt hatte, zeugt von der äußersten Zerknirschung.

Sehr bezeichnend für den Geist der Zeit sind die brieflichen Ergüsse, mit denen die als „deutsche Sappho“ gefeierte Karfchin den liebenswürdigen Gleim verfolgte. Ihre Tändeleien erregten sogar dem überaus gutmütigen Halberstädter Kanonikus Widerwillen, sodaß er sich bisweilen brüsk von ihr losriß. Nach einer solchen Szene bittet sie ihn flehentlich: „lassen Sie mir doch diese kleine Enthusiästerey in der Freundschaft, die mir so süß ist.“

Drei Briefe gewähren uns einen Einblick in das Verhältnis zwischen Pestalozzi und der mehr als sechs Jahre ältern Anna Schultheß. Da haben wir seine bange Erklärung, ihre Ablehnung des Antrags und schließlich ihr nach langer Prüfungszeit geschriebenes von tiefer Religiosität zeugendes Verlobungsschreiben. Eine ähnliche Frömmigkeit finden wir bei einigen Adlichen spätrer Zeit.

Von Lessings Briefwechsel mit Eva König gibt Zeitler aus den ersten Jahren Proben, die an Herzlichkeit trotz des steifen „Sie“ nichts zu wünschen übrig lassen, aber im ganzen reizlos sind. Weit mehr vermag die Korrespondenz zu interessieren, die Herder mit seiner Braut führte, ungeachtet ihrer übertriebenen, uns heute unangenehmen Empfindsamkeit. Herder gab das Programm: „Unsre Briefe sollen die Geschichte unsres Herzens, unsrer Gedanken und unsres Bestimmungskreises enthalten.“ So entstanden die wundersamen Liebesakten dieser beiden edeln, aber komplizierten Menschen, die teils durch eigne, teils durch fremde Schuld manchen Stürmen ausgesetzt waren, ehe sie endlich in den Hafen der Ehe einliefen.

Johann Heinrich Voß, dessen Eheglück fast sprichwörtlich geworden ist, sehen wir durch fromme Briefe an seine Braut Ernestine Voie vertreten, Anton Matthias Sprickmann durch gedankenreiche Episteln an Jenny von Voigts, geborne Mösler, mit der ihn eine schwärmerische Freundschaft verband. Feurig schreibt der gefangne Schubart vom Asperg an seine Frau, deren treffliche Eigenschaften er nicht müde wird zu preisen: „wie ich nach Liebe dürste, so dürstet keiner.“ Mozart dagegen hat seiner Konstanze, mit so zärtlichen Ge-

fühlen er auch ihrer gedenkt, oft ernste Vorhaltungen wegen ihres unüberlegten Benehmens zu machen, und nicht nur während des Brautstandes. Noch einer der ehelichen Briefe enthält die mahnende Bitte, nicht allein auf ihre und seine Ehre Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf den Schein. Drollig erzählt der Künstler, was er mit dem auf Reisen mitgeführten Porträt der Gattin beginnt. Wenn er es aus seinem „Arrest“ herausnimmt, sagt er: „grüß Dich Gott, Stanzel! — Grüß Dich Gott, Spizbub. — Krallerballer — Spizignas — Bagatellerl — schluck und druck!“ — und wenn er es wieder hineinlegen will, läßt er es nach und nach „herunterrutschen“ und ruft dazu: „Nu — Nu — Nu — Nu!“ und bei dem letzten schnell: „Gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund!“ Übermütig schließt er einmal: „O stru! stri! ich küsse und drück Dich 1095060437082 mal (hier kannst Du Dich im Aussprechen üben).“ In seltsamen Anreden an die Geliebte kann ein anderer großer Tonkünstler mit ihm wetteifern: Weber („O Du garstiger Mops“, „mein vielgeliebter Schneefuß“). Eine ganze Menagerie haben wir in den verschiedenen Titulaturen des Buches beisammen: Turteltaube (Seite 1 und 12), Hirschlein, Schäflein (Mörke), Pferd (Droste — Schücking), Pinscher (Hebbel) usw. — Weit unter Konstanze Mozart, die bei aller Leichtlebigkeit ihrem Manne eine treue Lebensgefährtin gewesen ist, steht die folgende Brieffschreiberin, das „Schwabensmädel“ Elise Hahn, die als Bürgers Gattin den Rest seines leidenreichen Daseins vergiftet hat.

Einen reinen, ungetrübten Genuß gewähren wieder die Briefe aus Schillers Brautstand. Als der Dichter nach mehr als anderthalbjähriger Bekanntschaft um Lotte warb, durfte er unter der Begründung „Vortrefflichkeit der Seelen ist ein schönes und ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe“ mit Recht prophezeien: „Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig seyn, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen.“ Sein aus Leipzig datiertes, höchste Glückseligkeit atmendes Schreiben vom Abend des 3. August 1789 kann dem „Lied an die Freude“ zur Seite gestellt werden.

Schriftliche Liebesunterhaltungen Goethes mit einzelnen von den vielen Frauen und Mädchen, die durch ihn unsterblich geworden sind, schließen sich in stattlicher Reihe an. Auf die etwas elegischen Briefe an Rätchen Schönkopf, die der Kranke in Erinnerung an die Leipziger Zeit in Frankfurt schmiedete, folgen zwei anmutige an Friederike Brion, drei voll schmerzlicher Resignation an Charlotte Buff, darunter die beiden Abschiedsbilletts vom 10. und vom 11. September 1772, zwei stürmisch bewegte an die ihm persönlich unbekanntes Gräfin Auguste zu Stolberg, zu einer Zeit geschrieben, wo seine Leidenschaft für Vili Schönmann ihren Höhepunkt erreicht hatte, und ein Schreiben, das uns seine tiefe Neigung für Corona Schröter enthüllt. Gleich schon die Mehrzahl dieser Briefe lyrischen Gedichten in Prosa, so läßt sich das mit noch mehr Recht von denen behaupten, deren glückliche Empfängerin

Charlotte von Stein war. „Nichts Groß als das Natürliche“ äußert Goethe einmal der Geliebten gegenüber, und diese Anschauung bekunden auch seine zahlreichen Briefe und Billetts an sie. Nach der Lektüre der Proben aus der Empfindsamskeitsperiode wirkt der schlichte und doch so packende Gefühlsausdruck erfrischend auf uns. Welches reiche Seelenleben offenbart sich in den einfachen Worten des Dichters, welche Fülle von Freude, welche Tiefe des Leids! Er hat die Grazien, seiner Leidenschaft die innere Güte zu geben und zu erhalten, aus der allein die Schönheit entspringt — und sie gewährten es. „Deine Liebe, so redet er Charlotte an, ist mir wie der Morgen und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.“ Dieses Gebet fand bekanntlich keine Erhörung. Eine Trübung des Verhältnisses zeigen schon Goethes Briefe aus Italien, und eine Besiegung des Bruchs bedeutet sein Schreiben vom 1. Juni 1789. Christiane Vulpius, deren Gewissensehe mit dem Dichter den höchsten Born der Frau von Stein erregt hatte, erscheint ebenfalls als Adressatin Goethischer Briefe in Zeitlers Sammlung. So sehr sich die „liebe Kleine“, wie Goethe sie nannte, von der einst angebeteten Lida unterscheidet, so sehr unterscheiden sich die schriftlichen Äußerungen, die beide von dem Geliebten erhielten. Die an die vielgelästerte Christiane gerichteten atmen nicht jenes erhabne, dumpfe, qualenvolle, sondern ein einfaches, inniges häusliches Liebesglück.

Hölderlins Briefwechsel mit Luise Nast lenkt unsre Gedanken auf Klopstock zurück. Ein Schreiben der Braut entpreßt dem weichen Dichter „Tränen der innigsten Freude“, der Abschied von ihr „Tränen des bittersten Schmerzes“. Ein Satz wie „auch dieses Sehnen ist Wonne Deinem Jüngling“ könnte ebenso gut aus der Feder des Messiasjägers geflossen sein; mit ihm teilen die Liebenden die Klagen darüber, daß sie für ihre Seligkeit keinen adäquaten Ausdruck finden können („der Buchstabe ist eben Buchstabe“), und auch Luises Frömmigkeit scheint mir der Klopstockschen verwandt zu sein. Während ihre Briefe zu unserm Gemüte sprechen, erregen die eines andern Weibes, das ebenfalls in Hölderlins Leben hineinragt, nur ein pathologisches Interesse; ich meine jene krankhaft verzerrten Ergüsse, mit denen Charlotte von Kalb Jean Paul bedachte. Gesünder, wenn auch nicht weniger leidenschaftlich sind die Briefe, die der Dichter des Titan von seiner Gattin Caroline empfing. Eines Lächelns können wir uns freilich nicht erwehren, wenn wir lesen, wie diese ihrem „Göttlichsten Einzigen“ gleich nach dessen Abreise schreibt, sie habe sein Schnupstuch mit in ihr Zimmer hinübergeworfen: „es hatte noch einige Wärme von Dir“ (!). In einer Nachschrift nennt sie ihn einmal wenig geschmackvoll „meine Puppe“, und als sie ein Schreiben von dem Gatten erhalten hat, dankt sie ganz in dessen Stile für sein „hohes“ Blatt. Die

Eifersucht spielt auch in diesem Verhältnis eine Rolle; Frau Caroline Richter hatte so manchemal Grund, über den teuern Gemahl zu klagen, der sich in vertrauliche Tändeleien mit jungen Mädchen einließ und sie „stundenlang“ küßte.

In einen seltsam qualvollen Brautstand schauen wir in den Briefen Heinrichs von Kleist an Wilhelmine von Zenge, und es bleibt unverstänlich, wie man auf Grund dieser Dokumente Kleist als Opfer der Treulosigkeit seiner Braut hinstellen und Wilhelmine für alles Unglück des Dichters verantwortlich machen konnte. Wiedermann, der Herausgeber der Briefe, hat mit Recht für sie Partei ergriffen. Andererseits darf man den pedantisch belehrenden Ton, den Kleist seiner Braut gegenüber anschlägt, und der in dieser Sammlung von Liebesbriefen einzig dasteht (wenn wir von Moltkes weit bescheidnerm und durch den großen Altersunterschied zwischen ihm und seiner Erwählten berechtigterm Schulmeistern absehen), nicht aus Mangel an wahrer Liebe erklären.

Ein andres Paar, das unser Interesse in hohem Maße in Anspruch nimmt, ist Schelling und Caroline Schlegel. „Du bist nun“, schreibt Caroline 1801 an den um zwölf Jahre jüngern, „meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas anders seyn wollten“, und „Nimm unser wunderbares Bündnis, wie es ist, jammre nicht mehr über das, was es nicht seyn konnte.“ Sie erkennt freilich an, daß ihm die Resignation schwerer werden müsse als ihr: „So wie du in das Bewußtseyn tratest, waren Deine Forderungen an das Schicksal die eines Herrschers, recht bestimmt, von keiner Einschränkung wissend.“ So kam es denn auch nicht zum Verzicht; zwei Jahre darauf wurde die geistvolle Frau, nachdem sie von Wilhelm Schlegel gerichtlich geschieden war, Schellings Gattin.

Unbefriedigt blieben dagegen die Wünsche der Dichterin Caroline von Günderode, deren Andenken kürzlich bei der hundertsten Wiederkehr ihres Todestages erneuert worden ist. Zeitler hat einen äußerst charakteristischen wollusttrunknen Brief, den ihr Clemens Brentano widmete, und ihre Korrespondenz mit dem Heidelberger Professor Friedrich Creuzer, mit dem sie eine unglückliche Liebe verband, aufgenommen. Creuzer, der mit einer dreizehn Jahre ältern Frau verheiratet war, wollte sich von dieser scheiden lassen, um die Günderode heiraten zu können, und hegte den abenteuerlichen Gedanken, die erste Gattin als Mutter, als Führerin in sein neues Hauswesen aufzunehmen! Es kam weder zu dem einen noch zu dem andern. Creuzer resignierte, und die Dichterin ging in den Tod.

Auch in das Herzensleben zweier Südinnen, die unter den Frauengestalten der Romantik eine hervorragende Stellung einnehmen, gewähret der Herausgeber Einblick. Rahel Levin, der in die Seele gelegt war, was Natur und Umstände ihr für das Gesicht versagt hatten, tritt als Liebende und Geliebte

vor uns auf. Wir werden nacheinander in ihre Beziehungen zu dem Schwächling Zinckenstein, zu Bokelmann, Arquijo und dem jungen Barnhagen eingeweiht. Als sie den letzten gefunden, schreibt sie: „Ja! lieber, guter Junge, ich fühl's; noch nie war ich so mit einem würdigen Aechten vertraut! O! wie ist das anders, wie befestigt das das Herz!“ Obwohl der Altersunterschied in diesem Falle vierzehn Jahre betrug, ist die Ehe der beiden bekanntlich sehr glücklich geworden. Henriette Herz erscheint, von dem jungen Börne mit verzehrender Glut angebetet und freundschaftlich verehrt von dem edeln Schleiermacher, dessen Verhältnis zu Leonore Grunow*) und seiner spätern Lebensgefährtin, Henriette von Willich, ebenfalls Berücksichtigung gefunden hat. Die mitgeteilten Briefe, die zwischen Schleiermacher und seiner „töchterlichen“ Braut und Gattin (er zählte beinahe doppelt so viel Jahre als sie) gewechselt wurden, gehören zu den anziehendsten des ganzen Buches.

Es folgt Bettina Hand in Hand mit Beethoven und Goethe. Die Episteln des großen Tonkünstlers an die junge Brentano lassen uns ahnen, was für eine Anziehungskraft sie gehabt haben muß. „Kein schönerer Frühling als der heurige, schreibt Beethoven 1810, da ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe.“ Sein Mißmut schwindet vor Bettinas Anblick: „Ich hab es gleich weg gehabt, daß Sie aus einer andern Welt sind, als aus dieser absurden.“ Der durch seine Taubheit schon damals mißtrauisch und menschenfeindlich gewordne Künstler faßte eine wahre Leidenschaft für das temperamentvolle Mädchen mit dem großen, geschickten Blick, die so verständnisvoll mit ihm zu plaudern wußte. In seinen Briefen geht er von dem „Sie“ öfter zum „Du“ über, ja er zitiert bedeutungsvoll:

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedrängt dich so sehr;
Welch ein neues fremdes Leben,
Ich erkenne dich nicht mehr

und fügt hinzu: „Ja, antworten Sie mir hierauf, schreiben Sie mir, was es geben soll mit mir, seit mein Herz solch ein Rebeller geworden ist.“ Und als Bettina mit Anim vor den Altar getreten ist, tröstet sich der Meister mit dem schönen Wort: „Geister können einander auch lieben, ich werde immer um den Ihrigen werben, Ihr Beifall ist mir am liebsten auf der Welt.“ Im Hinblick auf Goethe aber schreibt er: „Gott! hätte ich eine solche Zeit mit Ihnen haben können, wie der, das glauben Sie mir, ich hätte noch viel mehr Großes hervorgebracht.“ Aus Goethes Briefwechsel mit dem „Kinde“ hat Zeitler einige köstliche Proben gegeben, die ganz der Geist der Natur beherrscht.

*) Warum setzt der Herausgeber nur den Anfangsbuchstaben ihres Namens?

Beachtung verdienen auch die Briefe, die zu schwerer Zeit zwischen Carl von Clausewitz und seiner Braut gewechselt worden sind. Diese berichtet das Wort einer preußischen Prinzessin: „Wie sonderbar, daß es noch Menschen geben kann, Thoren möchte ich sie beinahe nennen oder vielmehr unglücklich geleitete, welche nicht einsehen, daß Liebe das einzige wahre Gute in der Welt ist, daß wir nur darum leben, uns nur darum Unsterblichkeit versprechen können, und uns nur darum ein Himmel reizen kann, und daß er nur daraus gebildet sein kann. Wir wollen sie bedauern, sie sind die Unglücklicheren.“ Werther und Lotte werden zitiert, auch Max und Thekla. (Kleist hatte den „Wallenstein“ schon 1800 seiner Wilhelmine mit den Worten gesandt: „Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thekla sagt, soll, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für Dich gelten.“)

Iustinus Kerners Liebesbriefe sind, wie die Mehrzahl seiner Gedichte, von süßer Wehmut erfüllt. Dieser Ernst spricht auch aus denen, die uns von Wilhelm von Humboldt mitgeteilt werden. „Ich möchte Dir, redet er die Freundin Johanna Motherby an, heiter und leicht schreiben, um Dich froh und heiter zu machen. Aber es will mir nicht gelingen.“ Tändelnd sind die Episteln gehalten, die dieselbe Frau von dem wackern Kämpen E. M. Arndt empfing. Anreden wie „kleine Lieblingin“, „liebstes Seelchen“, „kleines flatterndes Täubchen“ klingen aus seinem Munde seltsam. Karl Maria von Weber dürfen wir im herbsten Schmerz und im schelmischsten Übermut beobachten.

Die jugendliche Glut in den Ergießungen Waiblingers, Raimunds Gebet an die Jungfrau Maria, unter deren Wille er sich ohne priesterlichen Segen mit der Geliebten vermählt, die Liebestragödie der Charlotte Stieglitz, deren Glück wir bis zum Höhepunkte steigen, sich verdüstern und so grausam mit ihrem freiwilligen Tode enden sehen, alles das fesselt den Leser nicht wenig.

Vom feinsten psychologischen und teilweise auch poetischen Reiz sind die Briefe Mörikes, einen grellen Mißklang dagegen geben die sich anschließenden Blätter von Grabbes Hand. Der Herausgeber hätte hier übrigens, namentlich im Hinblick auf das im Anhang abgedruckte Schreiben an Immermann, nicht ungesagt lassen dürfen, daß Grabbes Behauptungen, soweit sie seine Frau betreffen, mit Vorsicht aufzunehmen sind. Immermann wenigstens erklärte, Grabbes Ansprüche an das Vermögen seiner Gattin seien einer fixen Idee entsprungen.*)

Von Immermann selbst sind einige schöne Briefe aufgenommen worden, die von seinem späten Liebesglück ergreifende Kunde geben. Wie Schleiermacher seiner Henriette gegenüber empfand der Dichter des „Münchhausen“

*) Vgl. meinen Aufsatz in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 13. November 1904.

in dem Herzensbunde mit der jungen Marianne Niemeyer*) neben der ganzen Glut des Liebenden doch auch etwas von der uneigennütigen Zärtlichkeit des Vaters. Er charakterisiert seine Liebe als eine einfache, offene, fromme, als eine Liebe, die das Herz ruhig, sicher und stark macht.

Grillparzers wunderliches Verhältnis zu seiner „ewigen“ Braut Katharina Fröhlich hat Berücksichtigung gefunden, ebenso das leidenschaftliche Liebesleben des unglücklichen Lenau; Anzengruber reiht sich mit einem erfolglos geliebten Werbeschreiben an. Die frischen Bismarckbriefe sind gut ausgewählt, auch ist es mit Freude zu begrüßen, daß Zeitler einen der größten Brieffschreiber der Neuzeit, Theodor Fontane, nicht übergangen hat, obwohl wir eigentliche Liebesbriefe von ihm nicht haben. Aus der merkwürdigen Korrespondenz zwischen Annette von Droste und Levin Schücking dagegen hätten charakteristischere Proben gegeben werden können.

Zu den bedeutendsten Briefen des Buches rechne ich die Hebbelschen. Gewaltig greifen seine an Elise Venning gerichteten Worte ans Herz. Wenige haben die Einheit von Mann und Weib, die Heinrich Stieglitz nach der Brautnacht in die Worte kleidet: „Nicht mehr Du dann, wie Ich nicht Ich mehr. Du bist Ich und Ich bin Du, und eins im andern ewig“ so tief empfunden wie er. Von keinem Dichter der Welt will er als Dichter das Geringste entlehnen, nur von Elise, deren Briefe so voll von stammelnder Poesie sind, daß er einer Dichterseele ins Auge zu schauen glaubt: „Deine Edelsteine und Kleinodien werde ich immer gern, ja mit Stolz, in das Gold meiner Form fassen, und warum? weil Du durchaus zu meinem Wesen gehörst, weil zwischen uns gar keine Gränzen bestehen.“ Und vor seiner Gattin Christine begründet Hebbel den Umstand, daß er so selten ein Gedicht auf sie schreibe, mit den Worten: „Auch habe ich persönlich ein Gefühl dabei, als ob ich auf mich selbst dichtete.“

Richard Wagner, der Schöpfer einer unsrer erhabensten Liebestragödien, des „Tristan“, kommt schließlich mit einzelnen Briefen an Mathilde Wesendonck zu Worte.

Nicht alle der in Zeitlers Sammlung vertretenen Korrespondenten und Korrespondentinnen sind von mir genannt worden. Sie haben auch keineswegs alle ein talent épistolaire, nicht einmal alle wissen etwas Persönliches zu sagen, und man wird mit dem Herausgeber über die Aufnahme dieses und das Fehlen jenes Stückes rechten können, ohne deshalb sein Verdienst zu verkleinern. Für die ersten Jahrhunderte schloß sich Zeitler bei der Auswahl einem so bewährten Führer wie Steinhausen (Geschichte des deutschen Briefs) an, wurde aber immer selbständiger, je mehr er sich der Gegenwart näherte. Wir bewundern seinen Fleiß, seine Belesenheit und sind der Ansicht, daß dem gegenüber einzelne Irrtümer und schiefe Urteile in dem erläuternden Anhang

*) Den Familiennamen verschweigt Zeitler ohne Grund.

wenig ins Gewicht fallen. Wir beglückwünschen ihn aber namentlich zu dem Gedanken, der ihn das schön ausgestattete, bei Boeschel und Trepte gedruckte Buch schaffen hieß. Da es vieles bringt, wird es jedem etwas bringen, und niemand kann diese Sammlung intimer, niemals für den Druck bestimmter Dokumente unbefriedigt aus der Hand legen.

Werner Deetjen



Literarische Rundschau



wei wahrre Poeten hatten wir in den letzten Wochen als Tote zu beklagen: den bei Berlin heimisch gewordenen Mecklenburger Heinrich Seidel und den Österreicher F. F. David. Aus den Nekrologen, die ihnen ertönen, war eine für unser literarisches Leben erfreuliche Tatsache zu entnehmen: man wirft nicht mehr so viel mit Schlagwörtern um sich wie früher; man hat keinen Grund mehr, sich über verschiedene „Richtungen“ und „Bewegungen“ aufzuregen, ist des langen Saders müde und beginnt sich mit der Versenkung in den Einzelnen und seine Werke an sich lieber zu befassen als mit dem Streit und der Abgrenzungssucht früherer Tage. Darüber geht denn auch das Schlagwort von der Heimatkunst zu Grabe, und ich bin dessen froh. Denn (ich habe das in diesen Blättern schon ausgesprochen) kein andres hat so irreführend gewirkt, keins war so überflüssig und hat der niemals goldnen Mittelmäßigkeit so viel Siege ersechten helfen wie dies. Mit Recht hat sich Adolf Bartels dagegen gewehrt, daß man ihm zuschob, er habe die Heimatkunst als die Erlösung und das Ziel der neusten deutschen Dichtung erstrebt und gepriesen; er hat vielmehr immer große Kunst im Anschluß an die Realisten der fünfziger und sechziger Jahre gewollt. Aber die unheilvolle Macht des Schlagworts hat er in der Tat auch an sich erfahren. Gerade die Kunst, richtig zu gruppieren — sonst seine stärkste Seite —, versagt ihm in diesem Umkreis, und er wird die betreffenden Seiten seiner Literaturgeschichte einmal umarbeiten und die nach seinem eignen Zugeständnis technisch (ich würde sagen: ästhetisch) oft weit auseinander stehenden „Heimatkünstler“ zum großen Teil anders zusammenstellen und unterbringen müssen.

Warum hat dieser Ruf „Heimatkunst“ so verwirrend gewirkt, viel verwirrender als der Naturalismus? Aus verschiedenen Gründen. Der Naturalismus — um den Vergleich durchzuführen — war eine klare und neue Bewegung. Es hatte hie und da schon früher seit dem „Sturm und Drang“ naturalistische Ansätze in Deutschland gegeben, aber doch wohl nur einen naturalistischen Dichter von Bedeutung, nämlich Jeremias Gotthelf, und der war (und ist) der Nation noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Sonst hatten wir in der naturalistischen Bewegung wirklich, nach Fontanes Wort, „im eigentlichen